

# Der Autor – der bessere Arbeiter

Zirkel schreibender Arbeiter –

Ein Stück Januskopf des real-existierenden Sozialismus

Die Ostalgiewelle ist in vollem Schwange. Ach was waren das damals doch für sichere Zeiten, raunt es nicht nur im Osten der neuen deutschen Heimat. Todsichere, liegt mir da auf der Zunge, für jeden, der dieser Sicherheit auf direktem Wege entkommen wollte. Und zumindest bleiche Zeiten für weite Teile der Kunst. Wie lange wird es noch dauern, und auch der gehätschelte Arbeiterdichter ist wieder fernsehreif? Mancher Reim von damals, gleich, wo er entstand, wurde sofort Artur Schramm zugeordnet, dem zu zweifelhaftem Ruhm gekommenen Arbeiterdichter: „Die Sonne scheint durchs Kellerloch / Soll sie doch.“ Dieser Umgang mit dem Begriff „schreibender Arbeiter“ war dazumal ein Stück unverstellte Volksstimme. Aber kann man sich so der schon zur Legendenbildung neigenden „Bewegung Schreibender Arbeiter“ in der DDR zuwenden? Ich will versuchen, von meinen Erfahrungen zu berichten.

I  
Schon in der gymnasialen Oberstufe – in der DDR Erweiterte Oberschule genannt – hatte ich meine ersten Gedichtversuche zu Papier gebracht. Zudem war ich ein echtes Kind der ersten sozialistischen Republik auf deutschem Boden und jahrelang in dem Stolz erzogen worden, zu den „Siegern der Geschichte“ zu gehören. So widmeten sich auch meine ersten Lieder dem Befreiungskampf der unterdrückten Völker und mein erster Titel (soviel Melodie war nicht, dafür umso härterer Rhythmus) hieß „Free Angela“. (Für die später Geborenen: In den USA war die schwarze Bürgerrechtlerin Angela Davis damals eingesperrt und avancierte nach ihrer Freilassung zu einer Heldin der sozialistischen Bewegung.) Ich rede vom Jahr 1973. Ich war gerade 18 geworden und spielte in einem FDJ-Singeklub wenn nicht die erste, dann mindestens die zweite Gitarre. Literatur war dazu Begleitkanon. Wir wollten Musik machen und verblüfften die Funktionäre beispielsweise damit, dass das alte Arbeiterkampflied „Dem Morgenrot entgegen / Ihr Kampfgenossen all“ vom Text her genau auf Uriah Heaps „Lady in black“ passte... Literatur der Arbeiterklasse? Das war Schulstoff gewesen für uns, die den „Bitterfelder Weg“ nicht am eigenen Leib erfahren hatten.

Bald aber änderte sich das für mich. Als Student der Technik ging ich – mit neuen Texten allein gelassen – zu meiner früheren Deutschlehrerin. Sie, eine ehrliche Frau, meinte, dass sie mir nun nicht mehr weiterhelfen könne. Aber sie kenne da einen Schriftsteller. So lernte ich im Jahre 1974 Walter Werner kennen, einen sprachmächtigen Naturlyriker, der mich in seinen „Zirkel“ einlud. Fortan fuhr ich einmal monatlich am Sonntagmorgen vom heimatlichen Suhl oder von Ilmenau aus nach Meiningen, wo im Kreiskulturhaus „Artur Becker“ der „Zirkel Schreibender Werktätiger“ tagte. Arbeiter tauchten nicht einmal im Titel auf, was vielleicht ein Zugeständnis an den Anschluss an den Kulturbund war, der doch die Intellektuellen des Landes zusammenführen (und ideologisieren) sollte. Dort saß Lehrer neben Rentner, Theaterinspizient

neben Bibliothekar, Krankenschwester neben Hausfrau. Und sie alle redeten – über Literatur. Stellten eigene Texte vor, debattierten wohl auch einmal aktuelle (politische) Ereignisse. Und lernten wie ich, was einen literarischen Text ausmacht, dass ein Gedicht auch durch Verdichten entsteht. Und dass Parteilichkeit ein wichtiges Indiz für sozialistische – und damit gedruckte – Literatur ist. Wir Jüngeren fanden es interessant, wie Ältere auf experimentelle Texte reagierten, nutzten oft die Teilnehmer als Testpersonen für neue Schreibversuche. Und wir verstanden nicht, wie Walter Werner, ein gestandener Schriftsteller, manchmal Genossen ernst nahm, die sich mit ihren „Kritiken“ selbst ins Abseits gestellt hatten. Ich erinnere mich noch genau daran, dass wir einen Reiseführer Meiningen in der Gruppe erarbeitet hatten, jeder hatte ein ihm gemäÙes Thema und die ihm gemäÙe Form gewählt. Und was sagte der Genosse der Bezirksleitung der SED dazu, dessen Einschätzung offensichtlich die Voraussetzung zum Druck war? „Der Reiseführer Meiningen umfasst 48 Seiten. Ich habe auf diesen 48 Seiten nicht einmal das Wort ‚Klassenkampf‘ gefunden.“

II  
Will man die „Bewegung schreibender Arbeiter“ in der DDR einschätzen, muss man zweifelsohne vom Bitterfelder Weg reden. Schriftsteller und Funktionäre waren noch in den 50-er Jahren Antipoden. Viele Schriftsteller entzogen sich der ideologischen Beeinflussung, soweit das möglich war. Schließlich galt latent noch immer die Stalinsche Losung vom Schriftsteller als „Ingenieur der Seele“. Er hatte Ideologie zu vermitteln und damit die Werktätigen zu erziehen. Das aber ging nicht auf. So verfiel die SED darauf, die Arbeiter selbst schreiben zu lassen. „Greif zur Feder, Kumpel“, wurde zum Slogan und noch bis in die 80-er Jahre hinein verwendet. Die Arbeiter sollten sich die sozialistische Nationalliteratur der DDR selbst schaffen. Im Umkehrschluss sollten allerdings auch Schriftsteller „an die Basis“, in die Betriebe gehen, um aus eigener Erfahrung vom „grandiosen Gesellschaftsumbau“ berichten zu können. Walter Ulbricht selbst stellte dafür in Reden vor Arbeitern in Bitterfeld 1959 und noch einmal 1964 die Weichen. Dass es unnütze Versuche blieben, zeigten die wiederholten Regressionsphasen in der Kulturpolitik der DDR. Das 11. Plenum im Dezember 1965 stellte solch einen Einschnitt dar. Und auch die von Honecker nach 1971 propagierte Öffnung, die offiziell alle künstlerischen Formen zuließ, erwies sich spätestens 1976 als Makulatur mit dem Ausschluss von Reiner Kunze aus dem Schriftstellerverband und der Ausbürgerung von Wolf Biermann.

III  
Dennoch gab es mit den „Zirkeln schreibender Arbeiter“ Anlaufpunkte für jeden, der Rat in Sachen Schreiben suchte. In den 70-er Jahren wussten wir in Südthüringen etwa, was in welchem Zirkel zu erwarten war. Walter Werners Zirkel galt als optimale Lyrik-Werkstatt. Ebenfalls in

Meiningen tagte im Reichsbahnausbesserungswerk noch ein nächster Zirkel. Dort ging es prosaischer zu, und sicher auch ein wenig deftiger. Das war der „echte“ Arbeiter-Zirkel. In Zella-Mehlis leitete ein Schriftsteller den dortigen Zirkel im Robotron-Werk, der sich vornehmlich historischen Themen widmete. Und in Suhl gab es wieder einen Kreis beim Kulturbund, den ein Journalist künstlerisch betreute. Beratung war also zu erwarten. Aber die Zirkel hatten natürlich auch noch andere Funktionen. Über verschiedene Berichtswege erfuhr die Partei, was die Schreibenden so produzierten, was sie dachten, ob mit ihnen als „Lehrer der Massen“ künftig zu rechnen sei. Die Berichtswege waren mindestens zweifach: zum einen über in jedem Kreis tätige Genossen (man bedenke: bei zum Schluss 16 Millionen Einwohnern in der DDR zählte die SED 2 Millionen Mitglieder) und natürlich über die Staatssicherheit. Wer dabei die Spitzel waren, blieb stets das Rätsel; enttarnte IM waren schließlich wirkungslos. Ich allerdings wähnte mich in Sicherheit: Welche Gefahr, bitte, sollte denn schon von einem Gedicht zum Sturz des Sozialismus ausgehen? Ich hatte nicht erkannt, dass ein System, das auf Hass aufbaut („Klassenkampf“), Feinde schaffen muss, um sein Gewaltmonopol auch nach innen zu legitimieren. So war gewiss für manchen Schreibenden in den Zirkeln das Berichte-Schreiben die wichtigste „literarische“ Betätigung. Im damaligen Bezirk Suhl war beispielsweise der „Chef“ der Zirkel schreibender Arbeiter (der lose Zusammenschluss nannte sich Bezirksarbeitsgemeinschaft) selbst ein IM. In anderen Bezirken der DDR wird es ähnlich gewesen sein. Die „Zirkel schreibender Arbeiter“ also als Künstler- und Kaderschmiede? Als elitäre Schreibschulen, Auffangbecken für Gestrauchelte, die ihr Scheitern schreibend bewältigen wollten, als Ausspähornte nachwachsender „Unsicherheitsfaktoren“ und als ideologische Instrumente? Nähert man sich dem Thema wissenschaftlich, wird man jeden dieser Aspekte bejahen müssen. Solch einen Überblick aber ermöglicht erst der Abstand der Jahre, der Zusammenbruch des Systems, dem die Zirkel entsprangen. Und die Chance, heute unvoreingenommen darüber zu reden.

## V

Meine Zirkel-Praxis erlebte ich vielfach anders. Da gab es etwa den Pirschgang mit Walter Werner an einem Herbstmorgen in den 70er Jahren, als wir uns mitten im Kleinen Thüringer Wald in einer Hütte eingemietet hatten, um die Chronik der Bauherren – eine Kulturbund-Gruppe, heute ein Verein – zu schreiben. Dort vor Ort ging es nicht um Ideologie. Wir sprachen über die Stimmen der Natur, die sich im Wort wiederfinden können. Wenn wir lauschen können. Wenn wir den Klang des Waldes in den Klang der Worte umzusetzen vermögen. Den Klang, der älter ist als alle gesellschaftlichen Systeme. Ich erlebte die Geborgenheit einer Gruppe, mit der man sogar ins Ausland reisen konnte, dass Alter anders als in der Schule oder beim Studium keine Rolle spielte; ein Stück Vornahme der sozialen Funktion eines jeden Vereins heute. Und ich erlebte auch, wie spannend es ist, ausgedachte Szenen auf einer Bühne gespielt zu sehen. Freilich handelte es sich um ein Bauernkriegsdrama, entsprach also ideologischen Prämissen. Doch zum Umsetzen der Prämissen bedurfte es uns, der „schreibenden Arbeiter“. Darin lag unser Freiraum. Den jeder für sich nutzen – oder

verwerfen konnte. Eine der beliebtesten Thesen heute lautet: Das durfte man nicht in der DDR. Meine Erfahrung ist, dass es Spielräume gab. Man musste sie nur ausloten. Und man musste für sich abwägen, ob man die zumeist vorausschaubaren Nachteile in Kauf nehmen wollte oder nicht, wenn man an die Grenzen stieß. Oder sie gar aufzuweiten versuchte. Ohne Blessuren also ging das nicht ab. Aber vielfach eben auch nicht ohne Erfolg. Ein Beispiel mag das erhellen. Als Vertreter meines „Zirkels schreibender Werktätiger am Kreiskulturhaus Meiningen“ durfte ich am 10. Februar 1984 zur „Volkskunstkonferenz“ in Meiningen sprechen. Das Thema war allgemein gehalten, über Schaffensprobleme sollte ich referieren. Ich nutzte die Chance und redete über – Sprache. „Sprache entlarvt ihren Nutzer“, war ein Satz, den ich dort vortrug. Genauigkeit und Wirkungsmöglichkeiten von Sprache waren mein Thema. Und ich zitierte Wittgenstein: „Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt.“ Es war ruhig im Saal, wurde immer ruhiger. Vorher waren an vielen Beiträgen genau diese Grenzen gezeigt worden. Ein Genosse auf der Bühne – ja, jener mit dem Klassenkampf-Argument – nahm seine Brille ab, putzte sie nervös und blinzelte zu mir hin. Volkskunstkonferenz. Ich nahm mich und unsere Arbeit als Volkskünstler ernst. Nachher wurde ich zu einer Aussprache vorgeladen und dann wieder ausgeladen. Und nie wieder für einen Redebeitrag anlässlich einer Volkskunstkonferenz zugelassen. Aber dieses eine Mal hatte es für mich diesen Spielraum gegeben.

## VI

Anfang der 80-er Jahre zeigte sich für die SED, dass die Bewegung der schreibenden Arbeiter in der genannten Weise mehr schlecht als recht funktionierte. Die neue Nationalliteratur der DDR war nicht entstanden. Und neu aufstrebende Schreibtalente scherten sich einen Dreck um irgendwelche Strukturen, die Kulturpolitiker mühsam aufgebaut hatten. Sie machten einfach ihr Ding. Plötzlich gab es „Einzelschaffende“, die sich von niemandem vereinbar machen wollten, auch nicht von Zirkelleitern mit angesehenen Namen. So verfiel die SED darauf, „Bezirksliteraturzentren“ ins Leben zu rufen, geleitet von Literaturwissenschaftlern, bei denen sich auch solche „Einzelschaffenden“ Rat und Hilfe holen konnten. Das wirkte gut gemeint, hatte jedoch den Haken, dass niemand Lesungen erhielt, der dort nicht gemeldet war. Man reagierte also auf neue Entwicklungen, man reagierte in der alten, für mich nun schon durchschaubaren Art. Im Bezirk Suhl, dem kleinsten und südlichsten Bezirk der DDR, gab es keinen großen Pool an „Einzelschaffenden“, ich erwähnte ja schon, dass das Netz der „Zirkel“ relativ dicht war. Dennoch - Beschlüsse waren umzusetzen. Basta. Das Suhler Literaturzentrum, geführt von einem Literaturwissenschaftler der Uni Halle, der dazu stets eigens in die Provinz reiste und das natürlich auch gut bezahlt bekam, kam nie richtig zum Tragen. Es war die späte Zeit der Bewegung schreibender Arbeiter. Die DDR ging ihrem Ende entgegen. Mit manchen Paradoxa. So konnte es geschehen, dass ein Text, in der Provinz gegebelt, in Berlin erscheinen konnte. Oder dass ein Autor andererseits hier noch lesen konnte, weil es sich noch nicht so schnell herumgesprochen hatte, dass er in Berlin gerade in Ungnade gefallen war. In den Großstädten erschienen

Samisdat-Produkte, literarische Hefte mit einer Auflage von 99 Exemplaren. Erst ab 100 galt das Druckgenehmigungsverfahren. In der Provinz hatten Funktionäre hingegen mit dem Ausführen von Anordnungen vorgesetzter Funktionäre so viel zu tun, dass sogar hin und wieder eine Publikation durchkam, die hinterher gem zurückgenommen worden wäre. Manchmal saßen eben Literaturverständige an einem Entscheidungstisch und der Vorgesetzte prüfte nicht genau genug nach... Manchmal allerdings war auch nichts zu machen.

Am 8. Dezember 1980 wurde John Lennon erschossen. Mich traf das bis ins Mark, war ich doch mit der über lange Jahre verbotenen Musik der Beatles aufgewachsen. Noch am selben Abend entwarf ich eine Erzählung, deren Grundgedanke das Anbinden des Mörder-Ruhms an den der Beatles war. Diese Erzählung, „Amok“ genannt, kam 1985 tatsächlich bis in die Vorstufe einer Anthologie schreibender Arbeiter des Bezirkes Suhl. Aber ich hatte nicht bedacht, dass die Partei inzwischen ihre ideologische Lesart des Mordes gefunden hatte: Ein Komplott der CIA zur Vernichtung eines fortschrittlichen, trotz aller Eigenheiten mit der Arbeiterklasse verbundenen Künstlers. Man warf mir vor, das in meiner Erzählung vergessen zu haben. Ich möge etwas zur Rettung der Erzählung für die Anthologie tun, ich möge sie entsprechend umarbeiten. Ich tat etwas zur Rettung der Erzählung. Ich änderte nichts. Die Anthologie erschien ohne „Amok“.

Ich konnte diese „Rettung“ in Anspruch nehmen, weil ich als schreibender Werkstätiger mein Geld im Betrieb verdiente und auf das Honorar nicht angewiesen war. So waren schreibende Arbeiter manchmal gar freier als freiberufliche Dichter?

## VII

Scheitern ist unser täglich Brot. Und Zugewinn. Gilt beides auch für die Bewegung schreibender Arbeiter in der DDR?

Manche Schriftsteller gingen aus ihr hervor. „Zirkel“ waren dabei häufig ihre erste Station. Volker Braun ist nur ein Beispiel. In der „Hierarchie“ des Schreibens in der DDR, in der ich auch ein paar Stufen erklimmen konnte, folgte dann der Schritt zum Gasthörer im Schriftstellerverband. Man konnte an Tagungen teilnehmen, Texte vorstellen, mitdiskutieren, durfte sich aber nicht an den (seltenen) Abstimmungen beteiligen. Verlagskontakte öffneten sich leichter. Mit eigenen Büchern stieg man dann weiter zum Verbandsmitglied auf und konnte vielleicht sogar selbst einen Zirkel als künstlerischer Leiter übernehmen mit dem Vorteil eines gewissen Grundsalärs in der Freiberuflichkeit.

Wer diesen Weg nicht gehen wollte oder konnte, wurde als Zirkelmitglied zumindest nicht dümmer. Schließlich erfuhr er ja auch einiges zur Literatur. Und das alles praktisch zum Nulltarif, denn ich erinnere mich nicht an einen Mitgliedsbeitrag. Also kann er nicht sehr hoch gewesen sein. Ich hatte zudem noch das Glück, dass auch meine Kritikfähigkeit gestärkt wurde. Dank Walter Werner. Aber auch dank der anderen Mitstreiter, die ganz andere Dinge aus ihrem Berufsalltag berichteten als un-



sere Zeitungen damals. Und noch der Brigadetagebuchschreiber, den ja die Gründungsväter ausdrücklich mit vorgesehen hatten, wurde bestimmt ein besserer, weil kritischerer Arbeiter. Denn kritisches Denken ist die Voraussetzung für jegliche schöpferische Ergebnisse. Kritisches Denken aber macht nun mal nicht Halt vor ideologischen Schranken. So mussten sich die besten Resultate der Bewegung schreibender Arbeiter beinahe zwangsläufig wieder gegen ihre Initiatoren wenden.

Wie sollte also ein Fazit aussehen, abseits von Ostalgie-Geruch? Scheitern? Zugewinn? Eine Episode der Literaturgeschichte. Ein sozialistisches Experiment. Der Versuch immerhin, aus der marxistisch verordneten Klasse ein Stück Individuum herauszulösen. Ein Einlenkprozess hin zu Sacharbeit, weil die pure Ideologie schon vor Erreichen erster Ergebnisse ans Ende kam. Ein Förderprogramm mit Langzeitwirkung über die Revolutionserfahrung von 1989/90 hinweg bis heute. Ein Projekt zum Abwürgen von Literatur, weil Literatur erst nach Überwinden von Ideologie beginnt. Ein Stück Januskopf des real existierenden Sozialismus. Und noch genügend Erinnerungen, um 13 Jahre nach Ende der DDR mit einer wissenschaftlichen Aufbereitung zu beginnen. Die Ostalgiewelle ringsum mit ihren Plattitüden zeigt, wie nötig wir alle das hätten.

HOLGER USKE:

geb. 1955 in Riesa/Elbe, lebt seit 1959 in Suhl/Thüringen. Er engagiert sich seit seiner Studienzeit (TH Ilmenau) für die Belange der Literatur. Zahlreiche literarisch-musikalische Programme und Veröffentlichungen, zuletzt der Lyrik-Band *Magische Momente* (quartus-Verlag, Bucha bei Jena 1999), die CD *Sage es leis* mit der Gruppe „Four and More“ (East Wave, Suhl 2001) und der Erzählband *Zwielicht* (Verlag Die Scheune, Dresden 2003). Seit Gründung 1990 ist er Vorsitzender des Südthüringer Literaturvereines und seit 1993 bei der Stadtverwaltung Suhl als Pressesprecher tätig. Mehr Informationen im Internet unter <http://www.holgeruske.de>.